

Erwin Muth

Der Kreuzstein im Winkelhofer Forst bei Ebrach und die Abtei Münsterschwarzach

Etwa drei Kilometer südlich der Klosterkirche von Ebrach findet sich im Winkelhofer Forst am Untersteinacher Weg (Zollhüttenweg) ein etwa 0,8 m hoher Monolith mit einem erhaben herausgearbeiteten Kreuz, das die gesamte Oberfläche bedeckt¹ (Abb. 1). Urkundliche oder chronikalische Nachrichten über die Bedeutung und den Anlaß der Steinsetzung sind nicht bekannt. Wie bei Kreuzsteinen nicht ungewöhnlich, wird in der Bevölkerung zwar erzählt, an diesem Stein sei im Zuge der französischen Revolutionskriege ein französischer Soldat begraben worden,² doch sprechen die Ausföhrung des Steines und sein Erhaltungszustand für eine Aufstellung im Mittelalter.

Der Standort an der südlichen Grenze des ehemaligen Münsterschwarzacher Waldes,³ des „Lichtenwaldes“ beziehungsweise des „Closter Schwartzacher Gehölzt[es]“, und die Umstände, unter denen in den Jahren nach 1325 diese Grenze endgöltig festgelegt und erstritten wurde, lassen vermuten, daß dieser Kreuzstein hiermit in Beziehung steht.⁴

1. Das Einflußgebiet der Benediktinerabtei Münsterschwarzach im mittleren Steigerwald vor 1325

Zu den Gebieten, in denen sich Güter und Rechte der Abtei Münsterschwarzach am Ende des 13. Jahrhunderts konzentrierten, gehörte auch ein Landstreifen (Abb. 2) von 8 bis 10 km Länge im mittleren Steigerwald südlich und östlich von Ebrach. Dort besaß die Abtei Eigentum in verschiedener Form an Hufen, Lehen, Rechten auf den großen und kleinen Zehnten und an einem Wald mit dem Namen „Lichtenwald“ zwischen den Orten Großbirkach⁵ und Ronbach⁶ im Koppenwinder Forst, darunter in den Dörfen Winkel(e) (heute Winkelhof), Ilmenau, Buch sowie Ober- und Mittelsteinach. Eine „Landbrücke“ in das Steigerwaldvorland und zum engeren Abteigebiet um

¹ Der Kreuzstein steht an der Forststraße „Untersteinacher Weg“, etwa 1,1 km östlich der Kreuzung der Staatsstraße 2258 Ebrach-Großbirkach mit der Straße Großgessingen-Winkelhof und etwa 180 m östlich der Stelle, an der die Straße zum Winkelhof in südöstlicher Richtung abzweigt. Die Südseite des einige Meter nördlich der Fahrbahn stehenden Steines trägt das Kreuz, auf der Rückseite sind keine Auffälligkeiten erkennbar. Von seinem ursprünglichen Standort wurde der Stein 1935 wegen der Anlage eines Holzlagerplatzes „etwas seitwärts versetzt“. Vgl. Alfred Henkelmann, Chronik Großgessingen, Ebrach 1946/68, S. 52.

² Ebd., S. 77.

³ Vgl. Erwin Muth, Burkard Bausch, Chronist von Münsterschwarzach. Ein Mönch sieht sein Kloster (Münsterschwarzacher Studien 50), Münsterschwarzach 2002, S. 199-201; ders., Der Münsterschwarzacher Wald, das „Closter Schwartzacher Gehölzt“, der Lichtenwald, im Winkelhofer Forst, in: Der Steigerwald, Zeitschrift einer fränkischen Landschaft, 23. Jahrg., Januar 2003, Nr. 1, S. 7-14.

⁴ Für diesen Hinweis und die Anregung zu dieser Studie danke ich herzlich dem Archivar der Abtei Münsterschwarzach, Herrn R. Dr. Franziskus Büll OSB.

⁵ Häufig auch Kirchbirkach, Hohenbirkach genannt.

⁶ Andere Namensformen waren Rombach, Rambach, Ronebach, Ronnebach, Ronobach, Rovensbach.

Klausnerin - Nonne - Begine? Eine schwierige Kategorisierung. Zum Beginenwesen in Franken*

Et apud nos mulieres aliae, de quibus nescimus, utrum debeamus eas vel saeculares vel moniales appellare. Partim enim utuntur ritu saeculari, partim etiam regulari.¹

Mit diesen Worten beklagte Gilbert von Tournai 1274 in seiner „Collectio de scandalis ecclesiae“ die für ihn skandalöse Zwischenstellung, den „etat intermédiaire“,² der erst wenige Jahrzehnte zuvor in Flandern erstmals belegten Beginen. Schon die Zeitgenossen taten sich mit der Einordnung der neuartigen Gemeinschaften schwer. Deren Angehörige führten einerseits ein frommes, gottgefälliges Leben in Keuschheit und freiwilliger Armut, anders als Klosterschwestern befolgten sie jedoch keine Ordensregel und hielten nicht Klausur. Ganz im Gegenteil spielte sich ihr Leben, das häufig geprägt war von der Arbeit in Fürsorge und Handwerk, zu einem recht großen Teil in direktem Kontakt mit der Außenwelt ab. Diese Stellung zwischen weltlichem und geistlichem Leben wurde später als „Semireligiosentum“ bezeichnet.³ Doch auch damit sind die Streitfragen, die sich aus der nur schwer fassbaren und auch regional höchst unterschiedlich ausgeprägten Lebensform ergeben, nicht gelöst.

Die Rezeption des Beginenwesens war immer auch abhängig von zeitgenössischen Umständen und Denkmustern. Besonders auffällig ist dies bei der feministischen Geschichtsschreibung, die zur Realisation eigener Ziele nach Vorbildern in der Vergangenheit suchte und glaubte, diese in den Beginen gefunden zu haben.⁴ Aber auch andere Fälle zeigen, wie die unterschiedlichsten Deutungsansätze auf das Beginenwesen, das durch seine Heterogenität nur schwer fassbar ist, angewandt werden konnten, wodurch es immer wieder zu einseitigen Interpretationen und Verfälschungen kam. Die Begeisterung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als das Beginenwesen erstmals in größerem Umfang untersucht wurde, hat außerdem in einigen Fällen zu einer enormen Übergeneralisierung geführt, so dass ohne genauere Überprüfung die unterschiedlichsten Einrichtungen zum Beginenwesen hinzugezählt wurden.⁵

* Grundlage dieser Arbeit ist eine im Frühjahr 2007 an der Universität Würzburg eingereichte Magisterarbeit mit dem Titel „Das Beginenwesen in Franken“.

1 Gilbert von Tournai, *Collectio de scandalis ecclesiae*, hg. v. Autbert Stroick, in: *Archivum Franciscanum Historicum* 24, 1931, S. 33-62, hier S. 58.

2 Jean-Charles Schmitt, *Mort d'une hérésie. L'Eglise et les clercs face aux beguines et aux béghards du Rhin supérieur du XIV^e au XV^e siècle*, Freiburg 1918.

3 Vgl. hierzu Kaspar Elm, *Vita regularis sine régula. Bedeutung, Rechtsstellung und Selbstverständnis des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Semireligiosentums*, in: Frantisek Šmahel, *Häresie und vorzeitige Reformation im Mittelalter*, München 1998, S. 239-373.

4 Claudia Opitz, *Die Anfänge der Beginenbewegung am Mittel- und Oberrhein (1250-1350)* (Magisterarbeit), Konstanz 1980; Rebekka Habermas, *Die Beginen - eine „andere“ Konzeption von Weiblichkeit?*, in: *Wiener Historikerinnen* (Hg.), *Die ungeschriebene Geschichte, Historische Frauenforschung, Dokumentation des 5. Historikerinnentreffens in Wien* (Frauenforschung 3), Wien 1984, S. 199-207.

5 Besonders auffällig wird diese Problematik bei Reichsteins Regesten zum Beginenwesen in: Frank-Michael Reichstein, *Das Beginenwesen in Deutschland. Studien und Katalog*, Diss. phil. Berlin 2001. Der große

Martin Fügl

Von der historischen Ereignisdichtung zur Volksballade? Die Dichtung ‚Epele von Gailingen‘ im Spiegel Nürnberger Fehdegeschichte

‚Epelein von Gailingen‘ ist - oder war zumindest bis vor einigen Jahrzehnten - eine der bekanntesten lokalen Sagengestalten Nürnbergs und des fränkischen Umlandes, dessen Geschichten und Legenden hier nie ganz in Vergessenheit geraten sind. Legendär ist sein angeblicher Sprung über den Nürnberger Burggraben, mit dem er sich einer drohenden Hinrichtung entzogen haben soll, und der noch heute häufig als Motiv auf Andenken aus der Noris begegnet. Der Figur wurde schon in der frühen Neuzeit der Pathos eines Widerstandskämpfers und eine gewisse Volkstümlichkeit angedichtet, womit er aus europäischer Perspektive betrachtet kein Einzelfall ist - vergleichbare populäre Heldengestalten des hohen und späten Mittelalters, die im Widerstand gegen die Verhältnisse ihrer Zeit zu Ruhm gelangten, und in der Folge oftmals zu Kristallisationspunkten eines beginnenden Nationalbewusstseins avancierten, sind so unter anderem Robin Hood, Wilhelm Tell und Rodrigo Diaz de Vivar, besser bekannt als ‚El Cid‘. Charakteristisch für diese Figuren ist, dass ihre Geschichten, Legenden und Sagen gemeinsamer Besitz einer Sprach- oder Kulturgemeinschaft sind, und in vielen unterschiedlichen Varianten über Jahrhunderte hinweg in Erzählgedichten, Liedern und Volksballaden tradiert wurden, oftmals auch längere Zeit, ohne dass eine Verschriftlichung nachweisbar wäre. So auch im Falle des Epelein von Gailingen. Mehr als ein Jahrhundert liegt zwischen dem Tod der historischen Gestalt (1381) und der ersten erhaltenen literarischen Fixierung seiner Taten zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Form des Liedes „Es was ein frisch freier reutersman“.¹

Die vorliegende Arbeit - angelegt als interdisziplinärer Beitrag zur Fränkischen Landesgeschichte und der Germanistik - soll versuchen, die näheren Umstände der Entstehungsgeschichte des Liedes zu erhellen, und zu bestimmen, welche Erkenntnisse aus dem Vergleich von literarischer und historischer Überlieferung gezogen werden können.

Der Ritter Ekelein Geiling

Dass die literarische Figur des Epelein von Gailingen auf einer historisch realen Person, dem 1381 hingerichteten fränkischen Ritter Ekelein Geiling basiert, ist seit längerer Zeit schon historisch gesichert.² Die Familie der Geiling³ war ein nicht unbe-

¹ Ediert als ‚Epele von Gailingen‘ in: Rochus von Liliencron (Hg.), Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, Band 1, Leipzig 1865, Nr. 28, S. 92-96 (Liedtext künftig: Liliencron 28).

² Hervorragende historische Darstellungen zum Thema, die bis heute uneingeschränkt Gültigkeit bewahrt haben, bieten u. a. Hanns von Heßberg, „Epelein von Gailingen“, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung (künftig: JfL) 40, 1980, S. 9-14; und Martin Winter, „Epelein von Geilingen“ in unserer Gunzenhäuser Heimat, in: Alt-Gunzenhausen 33, 1965, S. 24-41.

³ Unter dieser Form sollen, wenn im folgenden von der Familie im allgemeinen gesprochen wird, alle spät-

Die Franziskaner in St. Jobst bei Bayreuth

„Das Closter S. Jobst hatte eine kurze Dauer, daher sich auch nicht viel davon sagen läßt. Es lag zwischen Bayreuth und Nemmersdorf auf der Höhe über dem Dorf Ailersdorf insgemein Allersdorf genannt. Der Platz ist nun ganz öde bis auf ein noch stehendes Stük und einige umgefallene Stücke der Mauer des Clostergebäudes. Von dem daselbst gestandenen Wirthshaus und einigen Söldengütlein siehet man gar nichts mehr“.¹

Mit diesen nüchternen Worten beschrieb Philipp Ernst Spieß, markgräflicher Archivar auf der Kulmbacher Plassenburg, den Zustand des ehemaligen Klosterareals von St. Jobst in der Nähe von Bayreuth am Ende des 18. Jahrhunderts. Von den zu dieser Zeit noch erhaltenen Grundmauern, die an wenigen Stellen in die Höhe ragten, ist heute nichts mehr zu sehen. Die letzten baulichen Überreste sind in der Landschaft verloren gegangen, geblieben sind ein Flurname und wenige steinerne Relikte: Sandsteinquader und Säulenreste, vielleicht ein Brunnentrog, sowie Rippenprofile und Säulentrommeln. Letztere kamen bei einer Grabung 1975 zum Vorschein.²

Zeugnis von St. Jobst geben darüber hinaus schriftliche Quellen, neben Gründungs- und Stiftungsurkunden auch Handschriften und Bücher. Doch insgesamt bleibt auch der Informationsgehalt dieser Quellen dürftig, weil sie kaum mehr als die Erstausrüstung des Konvents erkennen lassen. Über das Leben der Mönchsgemeinschaft und ihrer einzelnen Mitglieder, deren Innen- wie Außenbeziehungen wissen wir nichts. Insofern besitzt die einleitend zitierte Beurteilung des Archivars Spieß noch immer Gültigkeit. Das Wenige aber, das sich sagen läßt, ist nun darzustellen.

1. Gründung und Auflösung

St. Jobst ist als letztes von insgesamt drei Klöstern *ordinis fratrum minorum* im Markgraftum Brandenburg/Kulmbach-Bayreuth³ 1514, am Vorabend der Reformati-

¹ Philipp Ernst Spieß, Diplomatische Nachricht von dem ehemaligen Franciscaner Closter zu S. Jobst ohnweit Bayreuth, in: Philipp Ernst Spieß, Aufklärungen in der Geschichte und Diplomatie als eine Fortsetzung der archivalischen Nebenarbeiten, Bayreuth 1791, S. 189-204, hier S. 189.

² Die Grabung wurde auf Initiative und unter der Leitung des Bayreuther Landeshistorikers, Professor Dr. Erwin Herrmann, anlässlich des Neubaues einer Anlage der Bundeswehr durchgeführt. Für die Erlaubnis, die entsprechenden Unterlagen im Nachlaß Herrmann in der Universitätsbibliothek Bayreuth einsehen zu dürfen, danke ich Herrn Bibliotheksdirektor Dr. Rainer-Maria Kiel.

³ Die älteste und am längsten bestehende Franziskanerniederlassung im Markgraftum Brandenburg/Kulmbach war das Kloster in Hof, gegründet 1292; vgl. Friedrich Ebert, Das ehemalige Franziskanerkloster in Hof, in: Bavaria Franciscana Antiqua 1, 1955, S. 102-120. - Riedfeld b. Neustadt/Aisch (1462-1525) wurde von Markgraf Albrecht Achilles gegründet; vgl. Johannes Gatz, Das ehemalige Franziskanerkloster Riedfeld in Neustadt-Aisch, in: Bavaria Franciscana Antiqua f, 1955, S. 290-302. - Das einzige Klarissenkloster im Markgraftum befand sich ebenfalls in Hof, hier war in den Jahren 1476 bis 1501 Margarethe, die Schwester Markgraf Friedrichs, Äbtissin; vgl. Ernst Dietlein, Chronik der Stadt Hof 4: Kirchengeschichte. Nach dem Tode des Verfassers durchgearbeitet und ergänzt von Kirchenrat Adolf Jäger, Hof 1955, S. 118-151; Friedrich Ebert, Die Klarissen in Hof, in: Bavaria Franciscana Antiqua 1, 1955, S. 610-612; Anne Clift Boris, Probleme

Zwischen Pilgerfahrt, Abenteuerlust und „weltmännischer“ Erziehung. Eine Rekonstruktion der Italien-, Palästina- und Ägyptenreise des Hans Ludwig von Lichtenstein

Am 12. Mai 1586 begab sich der fränkische Ritter Hans Ludwig von Lichtenstein nach Eichstätt, um von seinem „gnädigsten Herrn, Martin, des Geschlechts von Schaumberg,¹ Bischoffen zu Eichstätt, einen Paßbrief in lateinischer und deutscher Sprache“² zu erhalten. Grund für den Erwerb dieser Dokumente war der Plan zu einer mehrjährigen Reise nach Italien, Malta, in das Osmanische Reich, nach Palästina, Syrien und Ägypten. Der kulturhistorische Hintergrund dieser Geschehnisse ist untrennbar verknüpft mit dem damals einsetzenden Phänomen der Kavaliereise.³

Die moderne Forschung hat sich von verschiedener Seite mit dieser Form des Besuchs fremder Länder und Regionen beschäftigt.⁴ Dabei wurde herausgearbeitet, dass die Kavaliertour entgegen verbreiteter Ansicht nicht allein dem 18. Jahrhundert angehört und nicht nur Italien betrifft. Sie ist die Endform jener Adelsreise, die bis in das Spätmittelalter zurückreicht⁵ und zunächst ganz andere Ziele kannte: Heiligtümer und Reliquien, Heidengrenzen und Höfe, schließlich Badeorte und Universitäten. Die

¹ Gemeint ist Martin von Schaumberg, Fürstbischof von Eichstätt zwischen 1560 und 1590. Nicht nur aufgrund seiner langen Regentschaft war Martin von Schaumberg einer der aktivsten und einflussreichsten Fürstbischöfe der Diözese von Eichstätt in der Epoche der Gegenreformation. Er befahl die Ablegung des Tridentinischen Glaubensbekenntnisses bei der Übernahme kirchlicher Stellen und bei der Verleihung akademischer Grade an den Universitäten. 1585 schrieb er die heute noch gültige tridentinische Form des Eheschlusses vor und ordnete die Führung von Kirchenbüchern (Matrikelbücher) an. Schaumberg hielt treu zum katholischen Lager, vermied aber nach Möglichkeit Spannungen mit den fürstlichen Nachbarn.

² Herrmann Freiherr von Rotenhan (Hg.), Große Reisen und Begebenheiten des Herrn Wolf Christoph von Rotenhan, Herrn Hannß Ludwig von Lichtenstein [...] nach Italien, Rhodus, Cypern, Türckey, besonders Constantinopel, nach Asien, Syrien, Macédonien, Egypten, in das gelobte Land, etc., etc. Berg Sinai etc. 1585—1589, München 1902, S. 11

³ Stellvertretend für die Vielzahl der sich speziell mit den deutschen und österreichischen Adels- und Kavaliereisen beschäftigenden Literatur vgl. Mathis Leibetseder, Die Kavaliertour. Adlige Erziehungsreise im 17. und 18. Jahrhundert, Köln / Weimar / Wien 2004; Harry Kühnel, Die adelige Kavaliertour im 17. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich XXXVI, 1964, Nr. 1, S. 364-384; Norbert Conrads, Ritterakademien der Frühen Neuzeit. Bildung als Standesprivileg im 16. und 17. Jahrhundert (Schriftenreihe der historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 19), Göttingen 1982; Eva Maria Csáky-Loebenstein, Die adelige Kavaliertour im 17. Jahrhundert, ihre Ziele und Voraussetzungen, Wien 1966; dies., Studien zur Kavaliertour österreichischer Adelliger im 17. Jahrhundert, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 79, 1971, S. 408-434.

⁴ Zur Einführung in das breite Spektrum des Themas vgl. Rainer Babel / Werner Paravicini (Hg.), Grand Tour. Adeliges Reisen und europäische Kultur vom 14. bis zum 18. Jahrhundert (Beihefte der Francia 60), Stuttgart 2005; Xenja von Ertzdorff / Dieter Neukirch (Hg.), Reisen und Reiseliteratur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit (Chloe, Beihefte zum Daphnis 13), Amsterdam 1992.

⁵ Vgl. den Überblick in Werner Paravicini (Hg.), Europäische Reiseberichte des späten Mittelalters. Eine analytische Bibliographie. Teil 1: Deutsche Reiseberichte, bearb. von Christian Halm (Kieler Werkstücke, Reihe D: Beiträge zur europäischen Geschichte des späten Mittelalters 5), Frankfurt a. M. u. a. 1994; Werner Paravicini, Von der Heidenfahrt zur Kavaliertour. Über Motive und Formen adligen Reisens im späten Mittelalter, in: Horst Brunner / Norbert Richard Wolf (Hg.), Wissensliteratur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, Wiesbaden 1993, S. 91-130.

Gerhard Seibold

Die Cammermeister genant Camerarii - Beamte, Kaufleute, Wissenschaftler, Politiker

Bei aller Vielschichtigkeit, in welcher die Camerarii im Laufe ihrer Geschichte in beruflicher und vor allem auch geographischer Hinsicht ihre Kreise gezogen haben, bleiben diese doch eine fränkische Familie. Ausgehend von den ersten Namensträgern, welche im 12. Jahrhundert in Bamberg nachgewiesen werden können, hat sich die Familie über sechshundert Jahre hinweg fortgepflanzt und im Umfeld der Stadt an der Regnitz sind die Camerarii schließlich auch ausgestorben. Bis es soweit kam, wurde ein weiter Weg zurückgelegt, welchen es nachstehend zu skizzieren gilt.¹

1) Die ersten Generationen Camerarius in Bamberg

Genealogische Aufzeichnungen, welche im Stadtarchiv Nürnberg² aufbewahrt werden, weisen als Stammvater der Familie einen Conrad Cammermeister³ nach, der mit seiner Frau Christina Neger 1151 in Bamberg gelebt haben soll. In diesem Sinne äußert sich auch Johann Gottfried Biedermann⁴ und man kann sich fragen, wer von wem abgeschrieben hat. Auch wenn die Zuverlässigkeit der Biedermannschen Datensammlung bereits vielfach mit Abstrichen versehen wurde⁵ und speziell die frühe Zeiten betreffenden Nachrichten mit einiger Vorsicht betrachtet werden müssen, was sicherlich auch damit zusammen hängen mag, dass der Autor von seinen Informanten, das heißt den zu seiner Zeit lebenden Nachkommen der diversen fränkischen Geschlechter, welche er in sein genealogisches Tafelwerk aufgenommen hat, wenig Konkretes über die Lebensumstände ihrer weiter entfernten Vorfahren erfahren hat, muss doch auch immer wieder festgestellt werden, dass bei allem berechtigten Zweifel an Detailinformationen die große Linie durchaus stimmig ist.⁶ Ob diese Erkenntnis zu dem Schluss berechtigt, dass Biedermanns Feststellungen, die Camerarii würden aus Kärnten stam-

¹ Zwar gibt es zu den maßgeblichen Vertretern der Familie Joachim I. und II. und Ludwig II. einige Literatur, eine zusammenhängende Darstellung der Familie wird hiermit allerdings erstmals vorgelegt.

² Stadtarchiv Nürnberg (künftig: StadtAN), E 1/162, Nr. 1 und 3. Soweit familienkundliche Zusammenhänge, welche hier ausgebreitet werden, nicht mit speziellen Zitaten versehen werden, ist Quelle für diese Erkenntnisse der vorstehend genannte Bestand bzw. die einschlägigen Kirchenbuchaufzeichnungen.

³ Um der Einheitlichkeit zu genügen, wurde der Nachname Cammermeister immer in dieser Schreibweise verwandt, obwohl in den Quellen auch die Formen Kammermeister oder Camermeister in Erscheinung treten.

⁴ Johann Gottfried Biedermann, Geschlechtsregister der reichsfrei unmittelbaren Ritterschaft Landes zu Franken, Orts Steigerwald, Nürnberg 1748, Tabula CXCI-CXCVII. Bereits 1717 hatte Johann Seifert in Regensburg eine erste Stammtafel der Familie Cammermeister genant Camerarius in gedruckter Form vorgelegt. Vgl. Stadtbibliothek Nürnberg, Gem. C. 4, 1-6.

⁵ So verwechselte er z. B. Philipp Camerarius (1537-1624) mit dessen gleichnamigem Sohn (1575-1624), was dadurch veranlasst sein mag, dass beide im selben Jahr verstarben.

⁶ Gerhard Hirschmann, Johann Gottfried Biedermann zum 200. Todestag, in: Blätter für Fränkische Familienkunde, 9. Band, Heft 1, Nürnberg 1966, S. 2-9.

Hermann Fischer und Theodor Wohnhaas

Der Orgelbauer Matthias Tretzscher (1626-1686) in Kulmbach

In Memoriam Hans Hofner († 1982)

Der Dreißigjährige Krieg hat auch in Franken mit all seinen Wunden an der Bevölkerung und den materiellen Schäden ein Feld der Zerstörung hinterlassen, das nur mit dem Mut und Willen eines Neuanfangs überwunden werden konnte. Der Wiederaufbau in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bot aber auch die Chance, Neues zu erproben und kulturell einen großen Schritt weiter zu kommen, der schließlich im 18. Jahrhundert zu den bekannten künstlerischen Leistungen des Barock führte. In die Endphase des Krieges und den sich anschließenden Migrationsbewegungen der Zeit danach fällt das Leben und Wirken eines Orgelbauers aus Böhmen, der zum bedeutendsten Meister der Frühbarockzeit in der Markgrafschaft Bayreuth und darüber hinaus in Mainfranken werden sollte: Matthias Tretzscher (auch Trescher, Tritzscher, Trötzscher, Trötscher, Tröstler, Troestler oder Dretzer geschrieben).¹

Zur Biographie

Matthias Tretzscher wurde am 2. April 1626 (23. März nach dem alten Kalender) in Lichtenstadt bei Schlackenwerth (Böhmen) als Sohn des Stadtschreibers und Organisten Paulus Tretzscher geboren und am darauffolgenden Tag in der evangelischen Kirche getauft. Seine Taufpaten waren alle „wohlehrenfeste, großachtbare und wohlweise“ Bürger oder Ratsverwandte aus der Umgebung von Schlackenwerth. Die ab 1627 gewaltsam betriebene Gegenreformation des Kaisers Ferdinand II in Böhmen („Verneuerte Landesordnung“) führte zur Unterdrückung und letzten Endes auch zur Vertreibung der überwiegend lutherischen Bevölkerung der Region, unter der auch Vater Tretzscher zu leiden hatte. 1633 starb er in Schlackenwerth, als sein Sohn erst sieben Jahre alt war. Nach dem Besuch der Elementarschule konnte es sich die Fami-

¹ Die bisher zu Tretzscher erschienene Literatur: J. Ch. Laurus, Sanftes Ruh-Bettlein welches bey des ... Herrn Matthiae Tretschern ... christlich-Volk-reicher Beerdigung ... vorstellen worden, Bayreuth 1686, S. 49-59 (künftig: Leichenpredigt); Rudolf Quoika, Der Orgelbau in Böhmen und Mähren, Mainz 1966, S. 59-60; Alfred Trötscher, Der Hoforgelmacher Matthias Trötzscher, in: Unser Egerland 43, 1939/40, S. 107-111; Karl Sitzmann, Künstler und Kunsthandwerker in Ostfranken, Kulmbach 1957, S. 118; Theodor Wohnhaas, Matthias Tretzscher und die Kaisheimer Orgel, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 23, 1963, S. 369-377; Hans Hofner, Matthias Tretzscher, ein Kulmbacher Orgelbauer der Barockzeit, in: Ars Organi 23, 1964, S. 665-678; Hans Hofner, Matthias Tretzscher, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart (künftig: MGG) XIII, Sp. 640 f; Hans Hofner, Der ostfränkische Orgelbau, in: Archiv für Geschichte von Oberfranken 52, 1972, Sonderdruck, S. 15-45; Erich Saffert, Zur Jahressgabe des Historischen Vereins Schweinfurt e.V. 1967 (maschinenschriftl. Jahressgabe mit Kupferstich der Orgel in St. Johannis von 1664); Hermann Fischer, Der mainfränkische Orgelbau bis zur Säkularisation, in: Acta Organologica 2, 1968, S. 141-148; Hans Horner / Hermann Fischer, Tretzscher, Matthias, in: MGG 2 P 16, Sp. 1033 f; Hermann Fischer/Theodor Wohnhaas, Matthias Tretzscher, in: Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder 4, München/Wien 1981, S. 71-90; Klaus Petzold, Ergänzungen zur Lebensgeschichte des Matthias Tretzscher, Orgelbauer in Kulmbach, in: Musik und Kirche 51, 1982, S. 184-187.

Die Not der frühen 1770er Jahre und der Niedergang des Ancien régime, dargestellt am Beispiel der Reichsstadt Nürnberg

Vom Hochmittelalter bis ins 18. Jahrhundert scheint die Zahl der Hungersnöte in Alt-Europa zugenommen zu haben.¹ Im Verlauf des 18. Jahrhunderts stieg ihre Zahl sogar noch einmal an, und gerade dessen zweite Hälfte war von Notjahren erfüllt.²

In den letzten Jahren sind einige Studien erschienen, die sich mit der Hungersnot von 1770/72 beschäftigen, doch stehen bei ihnen die amtlichen Maßnahmen gegen die Not im Vordergrund.³

Die Geschichtswissenschaft hat die Natur und die von ihr hervorgerufenen Katastrophen bislang eher marginal behandelt;⁴ indes hat nun eine neuere Arbeit aus Österreich auch die Witterungsverhältnisse ausführlich dargestellt.⁵ Die Jahre nach 1770 bedeuten für die europäische Geschichte eine Wasserscheide, „um 1770 beginnt eine neue Epoche“.⁶

¹ Alfred W. Crosby, *Germs, Seeds and Animals. Studies in Ecological History*, New York/London 1994, S. 150 f.; eine chronologische Auflistung der Hungersnöte und Seuchen gibt der Arzt Friedrich Schnurrer, *Chronik der Seuchen in Verbindung mit den gleichzeitigen Vorgängen in der physischen Welt und in der Geschichte der Menschen*, 2 Bde., Tübingen 1823/25.

² Jürgen Kuczynski, *Geschichte des Alltags des Deutschen Volkes. Studien 2. 1650—1810*, Berlin(-Ost) 1981, S. 271; für Nürnberg Walter Bauernfeind, *Hungersnöte*, in: Michael Diefenbacher/Rudolf Endres (Hg.), *Stadtlexikon Nürnberg*, Nürnberg 1999, S. 466.

³ So z. B. Fritz Blaich, *Die wirtschaftspolitische Tätigkeit der Kommission zur Bekämpfung der Hungersnot in Böhmen und Mähren (1771—1772)*, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte* 56, 1969, S. 310—336; Elisabeth Vogt, *Die wirtschaftspolitischen Maßnahmen der fürstbischöflichen Regierung in Würzburg gegen die Getreideteuerung der Jahre 1770—72*, Staatswiss. Diss. (masch.) Würzburg 1921; Antonie Wartburg, *Die große Getreideteuerung von 1770—1774*, Diss., o. O. [Salzburg], o. J.; Joseph Kumpfmüller, *Die Hungersnot von 1770 bis 1773 in Österreich*, phil. Diss. Wien 1969; Markus Mattmüller, *Die Hungersnot der Jahre 1770/71 in der Basler Landschaft*, in: Nicolau Bernau / Quirin Reichen (Hg.), *Gesellschaft und Gesellschaften. Festschrift zum 65. Geburtstag von Ulrich Im Hof*, Bern 1982, S. 271—291; Werner Freitag, *Krisen vom „Type Ancien“*. Eine Fallstudie: Die Grafschaft Lippe 1770—1773, in: *Lippische Mitteilungen* 55, 1986, S. 97—139; Helmut Rankl, *Die bayerische Politik in der europäischen Hungerkrise 1770—1773*, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* (künftig: ZBLG) 68/1—2, 2005, S. 745—779; den Verlauf dieser Hungersnot in Nürnberg hat Wilhelm Abel, *Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis*, Hamburg / Berlin 1974, bes. S. 200-266, S. 414f., ausführlich behandelt.

⁴ Walter Demel, *Reich, Reformation und sozialer Wandel 1763—1806* (Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte 12), Stuttgart 2005, S. 81, erwähnt die Hungersnot von 1770/72 kursorisch. Große Bedeutung räumt Mike Davis, *Late Victorian Holocausts. El Niño Famines and the Making of the Third World*, London/New York 2001, bes. S. 6 f., dem Witterungsgeschehen als Ursache von Hungersnöten ein.

⁵ Rudolf Brázdil / Hubert Valášek / Jürg Lauterbacher / Jarmila Macková, *Die Hungerjahre 1770—1772 in den böhmischen Ländern. Verlauf, meteorologische Ursachen und Auswirkungen*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 12/2, 2001, S. 44—78. Für den Hinweis auf diesen Aufsatz habe ich Reinhold Reith (Universität Salzburg) zu danken.

⁶ Werner K. Blessing, *Gedränzte Evolution: Bemerkungen zum Erfahrungs- und Verhaltenswandel in Deutschland um 1800*, in: Helmut Berding/Etienne Francois/Hans-Peter Ulimann (Hg.), *Deutschland und Frankreich im Zeitalter der Französischen Revolution* (Neue Historische Bibliothek, hg. von Hans-Ulrich Wehler; künftig: NHB), Frankfurt/M. 1989, S. 426-451, hier S. 448.

Lebensreform in Oberfranken. Hans Klassen und die Kommune Neu-Sonnefeld

Einführung

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs war die deutsche Gesellschaft in eine nie zuvor gekannte Sinnkrise geraten. Die ökonomischen Nachkriegskatastrophen verunsicherten weite Teile des Bürgertums wie der Arbeiterschaft gleichermaßen. Wie immer in Zeiten des Umbruchs hat es auch nicht an selbsternannten Propheten und Kündern einer neuen Zeit gefehlt. Es lassen sich vereinfacht zwei Richtungen unterscheiden: Die einen sahen in der Individualisierung und Formung eines „neuen Menschen“ die Lösung, während andere auf Kollektivierung setzten. Die zahlreichen Siedlungen und Kommunen der Lebensreform waren ein Ergebnis der letzteren Richtung.

Viele dieser Siedlungen waren dem Pazifismus zugetan und verstanden sich als gewaltfrei. Bekannter sind der Bruderhof Sannerz (1919-1926), der Rhön-Bruderhof (1927-1937) oder der Hubertushof (1920-1934). Mitglieder der Quäker finden sich bei allen diesen Unternehmungen. So wundert es kaum, dass bald ein eigenartiges Gewächs aus dem Boden der Geschichte ins Sonnenlicht der Lebensreform hervortrat: eine deutsche Quäkerkommune.

Nur wenig ist bislang über dieses lebensreformerische Projekt geschrieben worden. Georg Becker hat ihm in seiner Dissertation „Die Siedlung der deutschen Jugendbewegung“ (Hilden 1929) immerhin ein kürzeres Kapitel gewidmet. Beckers Doktorvater war Paul Honigsheim (1885-1963), einer der im Bund Entschiedener Schulreformer aktiven Sozialwissenschaftler und Erwachsenenpädagogen. Er war einer derjenigen, die sich mit den Quäkern in Deutschland wissenschaftlich auseinandersetzen.¹ Becker konnte sich bei seiner Arbeit auf keine Drucke berufen², sondern gibt alle Zitate aus brieflichen Mitteilungen seiner Privatkorrespondenz mit einzelnen Neusonnefeldern. Erst ein halbes Jahrhundert später wurde die Kommune in Heinrich Ottos Standardwerk wieder erwähnt, dessen kurze Ausführungen dann von Ulrich Linse (1983) und Rainer Axmann (1991) übernommen wurden.³

¹ Paul Honigsheim, Die Bedeutung der quäkerischen Pädagogik für Erziehung und Volkshochschule, in: Der Pfeil. Monatsschrift für Schulpolitik, Lebens- und Erziehungsreform 5, 1, 1923, S. 1–2; ders., Der Geist des Quäkertums und die pädagogische Gegenwartsfrage, in: Neue Westdeutsche Lehrerzeitung 30, 19, 1924, S. 198-199; ders., Romantische und religiös-mystisch verankerte Wirtschaftsgesinnungen, in: Die Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege 1, München 1925, S. 258-318.

² Neben den hier verwendeten Archivalien sind die wesentlichen Quellen über die Siedlung die betreffenden Jahrgänge der Zeitschriften „Monatshefte der Deutschen Freunde“ und „Neu-Sonnefelder Jugend“. Nicht alle Drucke aus dem Kreise der Siedler konnten aufgefunden werden, insbesondere müssen „Vegetarismus und Versöhnung“ sowie „Am Neubuch. Einstellung, Wille und Weg der Neu-Sonnefelder Arbeitsgemeinschaften“ als Verlust gelten; versch. Ausgaben von „Neu-Sonnefelder Jugend“.

³ Heinrich Otto, Werden und Wesen des Quäkertums und seine Entwicklung in Deutschland, Wien 1972; Quäker-Siedlung Neu-Sonnefelder Jugend, in: Ulrich Linse (Hg.), „Zurück o Mensch zur Mutter Erde“, Landkommunen in Deutschland 1890-1933, München 1983, S. 268-276; Rainer Axmann, Gemeinschaft im Geiste

„Arisierung“ eines „arischen“ Unternehmens? Der Abstieg der Nürnberger Maschinenfabrik Joh. Wilh. Spaeth in der NS-Zeit

Ausgangslage und Problem

Weite Teile der deutschen Maschinen- und Schwerindustrie entwickelten sich in wirtschaftlicher Hinsicht in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft kontinuierlich vorwärts und verbuchten hohe Gewinne. Auch wenn viele Unternehmer und Konzernleitungen nicht mit den Nationalsozialisten sympathisierten und diese auch nicht unterstützten, nutzten sie doch die Gegebenheiten für ihre eigenen wirtschaftlichen Interessen und paßten ihre Geschäftsstrategie der Politik an. Man profitierte ‚unausweichlich‘ von der militärischen Aufrüstung und schließlich von der totalen Mobilisierung der Wirtschaft für die Kriegsziele.¹ In der vermeintlichen „Stunde Null“ standen sehr viele Betriebe besser da, als es der Anblick der überwiegend zerstörten Werksanlagen vermuten ließe. Man konnte auf große Vermögenswerte zurückgreifen und schnell wieder Gewinne verzeichnen.²

Nicht so die Firma Spaeth.³ Sie hatte sich in den 1920er und 30er Jahren auf mittelständischem Niveau befunden, ihre Möglichkeiten lassen sich nicht mit denen von Großbetrieben beziehungsweise -konzernen, den Grundpfeilern der Kriegswirtschaft, vergleichen. Aber auch mittlere Unternehmen waren als Zulieferer für die Wehrmacht unverzichtbar und ihrerseits auf staatliche Aufträge angewiesen. Spaeth verfügte weder über einmaliges technisches Spezialwissen oder Patente, noch über genügend große Produktionskapazitäten, um den Nationalsozialisten aufzufallen. Trotzdem rückte die Firma ins Blickfeld.

Da es sich bei der Familie Hammerbacher, Nachkommen des Firmengründers Johann Wilhelm Spaeth, nicht um jüdische Besitzer handelte, kann man bei der Bewer-

¹ Zur deutschen Wirtschafts-, vor allem Industriegeschichte der NS-Zeit empfiehlt sich aktuell, mit zusammenfassender Darstellung und konkreten Fallbeispielen: *Profiteure des NS-Systems? Deutsche Unternehmen und das „Dritte Reich“*, hg. von Jürgen Lillteicher i. A. der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, Berlin in Zusammenarbeit mit dem Fonds „Erinnerung und Zukunft“ der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, Berlin 2006, darin v. a.: Jürgen Lillteicher, *Der NS-Staat und die Unternehmen. Die Wechselwirkung zwischen historischer Forschung und der Bewertung der NS-Vergangenheit in Öffentlichkeit, Justiz und Politik von 1945 bis heute*, S. 10-29.

² In: ebd., Peter Hayes, *Die Verstrickung der Degussa in das NS-System*, S. 30-43.

³ Ein Teil der hier ausgewerteten und zitierten Schriftstücke befindet sich noch im Privatbesitz der Familie des letzten Fabrikbesitzers der Firma Spaeth, Walther Wolfgang Hammerbacher. Die Dokumente werden in absehbarer Zeit in das Firmenarchiv im Nürnberger Stadtarchiv integriert. Uta-Elisabeth und Klaus-Rüdiger Trott haben im Jahr 2002 die „Spaeth-Falk-Hammerbacher Stiftung“ zur Erforschung der Sozial-, Wirtschafts-, Technik- und Industriegeschichte Nürnbergs im 18. und 19. Jahrhundert eingerichtet und gewährten dem Verfasser uneingeschränkten Zugang zu den betreffenden privaten Unterlagen. Die Zitierweise dieser Schriftstücke lautet: Familienarchiv Hammerbacher (künftig: FamilienA Hammerbacher).

„Die deutscheste aller Landschaften“. Das Franken-Bild des Nationalsozialismus

Wenn sich der Vorsitzende der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, der damals noch nicht den offiziellen Titel „Führer und Reichskanzler“ trug, von seinem Chauffeur von Nürnberg gen Bayreuth fahren ließ - und das tat er oft, denn beide Orte besaßen, wie man weiß, seine besondere Wertschätzung -, pflegte er bisweilen in der Gegend von Hiltpoltstein im Südosten der Fränkischen Schweiz eine kurze Reispause einzulegen. Zusammen mit seiner Entourage vertrat er sich die Beine und erfreute sich an der bizarren Kargheit der Jura-Hochfläche. Sein Blick schweifte über verwitterte Felsblöcke, über Felder, Wiesen und einzelne Baumgruppen bis hinüber zu den trutzigen Mauern der Burg Hiltpoltstein. „Immer aufs neue empfindet der Führer das fränkische Land als die deutscheste aller Landschaften“, hielt 1934 Reichspresseschef Otto Dietrich (1897-1952) im Zusammenhang mit der Beschreibung der Hiltpoltsteiner Episode fest.¹

In Hitlers persönlicher Wertung verdichten sich viele zeitgenössische nationalsozialistische Äußerungen, die Franken besondere Hochachtung zollen. Sie haben zum einen mit der Sonderrolle zu tun, die Franken insbesondere für den Aufstieg der NSDAP in der Weimarer Republik erwiesenermaßen spielte,² zum anderen knüpfen sie an einen historisch gewachsenen, romantisch orientierten Franken-Mythos an, der bereits in der Weimarer Republik von der völkischen Rechten aufgegriffen und in einem ideologisch-rassistischen Sinne überhöht worden war.³ Dieser Mythos wurde nach 1933 an zwei Orten in besonderer Ausprägung spürbar: In Nürnberg, der Stadt der Reichsparteitage, und auf dem Hesselberg, wo alljährlich nach der Sommersonnenwende der „Frankenführer“ Julius Streicher (1885-1946), den „Frankentag“ zelebrierte.

Bei alledem ist eine begriffliche Unschärfe zu beachten, die sich aus dem unterschiedlichen Sinngehalt ergibt, mit dem das Schriftgut des Nationalsozialismus bei der Verwendung des „Franken“-Begriffes operiert. Der Gau Franken umfasste nämlich nicht - wie etwa der gleichnamige Reichstagswahlkreis - alle drei fränkischen Kreise, sondern entsprach lediglich dem politischen Kreis Mittelfranken. Diese Un-

¹ Otto Dietrich, *Mit Hitler in die Macht. Persönliche Erlebnisse mit meinem Führer*, München 1934, S. 53 f. Zit. auch in: *Fränkische Heimat* 12, 1933, S. 336. In seinem bemerkenswert kritisch reflektierendem zweiten Buch, das nach dem Ende des Dritten Reiches erschien, erwähnt Dietrich lediglich Hitlers „Reiseroantik“ und seine Vorliebe für Nürnberg und Bayreuth, ohne dabei aber die hier zitierte Einschätzung samt der Beschreibung aus Hiltpoltstein zu nennen. Otto Dietrich, *Zwölf Jahre mit Hitler*, Köln 1955, S. 161 ff.

² Hierzu vgl. Rainer Hambrecht, *Der Aufstieg der NSDAP in Mittel- und Oberfranken (1925-1933)*, Nürnberg 1976; Manfred Kittel, *Provinz zwischen Reich und Republik. Politische Mentalitäten in Deutschland und Frankreich 1918-1933/36*, München 2000; außerdem Jürgen Falter, *Der Aufstieg der NSDAP in Franken bei den Reichstagswahlen 1924 bis 1933*, in: *German Studies Review* 9, 1986, S. 319-359; ev. Akademie Tutzing (Hg.), *Der Nationalsozialismus in Franken. Ein Land unter der Last seiner Geschichte*, München 1979; zuletzt Hans-Christian Täubrich, *Der Nationalsozialismus in Franken*, in: Werner K. Blessing/Christoph Daxelmüller/Josef Kirmeier / Evamaria Brockhoff (Hg.), *200 Jahre Franken in Bayern. 1806 bis 2006 (Aufsatzband zum Ausstellungskatalog)*, Augsburg 2006, S. 154-156.

³ Werner K. Blessing, *Franken in Staatsbayern: Integration und Identität (Sonderdruck aus Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe IX, Band 50)*, S. 279-312, hier S. 302.

Ulrich Schuh

Entnazifizierung in Nürnberg - Die Durchführung des Spruchkammerverfahrens in der ehemaligen „Stadt der Reichsparteitage“

Einleitung - Forschungsstand

Für „Persilscheine“ seien die Parteimitglieder der NSDAP bei Nichtparteizugehörigen Schlange gestanden, berichtete dem Verfasser ein ehemaliger Nürnberger Arzt, welcher selbst von den Spruchkammergerichten 1948 als Mitläufer eingestuft wurde.¹ Um Medizin studieren zu können, sei er 1934 in die SA eingetreten. Nach seiner Entnazifizierung habe er erst nach einer 2-jährigen Bewährungsfrist eine neue Praxis eröffnen können.

Der Begriff der „Persilscheine“ sowie die Berufsverbote der Besatzungsmacht nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich im kollektiven Gedächtnis manifestiert, während der gesamte Ablauf der deutschen Entnazifizierung kaum noch präsent ist. Dabei war die von den Amerikanern ins Leben gerufene „denazification“ in den ersten Nachkriegsjahren für viele Deutsche in der US-Besatzungszone von einschneidender Bedeutung, führte sie doch häufig zum Verlust des Arbeitsplatzes oder gar zur Einweisung in ein Internierungslager. Nachdem die Entnazifizierung 1946 mit dem „Befreiungsgesetz“ in deutsche Hände übergang, musste jeder Deutsche in der amerikanischen Zone in einem Meldebogen seine politische Vergangenheit offen legen und wurde bei entsprechender Belastung, welche mit der Mitgliedschaft in der NSDAP begann, von sog. „Spruchkammern“, die der eigens installierte Minister für Sonderaufgaben berief, zur Rechenschaft gezogen. In Bayern wurden 6,7 Millionen Fragebögen ausgewertet. 17,5 % der Meldepflichtigen wurden als vom Gesetz Betroffene eingeschätzt, die überwiegende Mehrheit wurde jedoch auf Grund von Amnestien nicht belangt.² Die restlichen Personen, welche circa 4% oder 290.000 Betroffenen entsprechen, wurden (entweder in schriftlichen Verfahren oder nach mündlichen Anhörungen) in fünf Kategorien eingestuft: Hauptschuldige, Belastete, Minderbelastete, Mitläufer und Entlastete. Dies hatte Sühnemaßnahmen zur Folge, welche von Geldbußen bis zur Einweisung in ein Internierungslager reichen konnten. Die enorme Vielzahl der Fälle lässt jedoch bereits den bürokratischen Aufwand erahnen, mit dem die

¹ Zeitzeugenbericht: Am 13.12.2005 traf sich der Verfasser zu einem Interview mit Herrn Dr. B. (92 Jahre). Für die freundliche Mitarbeit bedanke ich mich. Eine Dokumentation der vom Verfasser erhobenen Zeitzeugenberichte und der von den Zeitzeugen erhaltenen schriftlichen Quellen befindet sich in der Anm. 11 genannten Magisterarbeit. - Allgemein zur oral history und Zeitzeugenforschung siehe Reinhard Sieder, Erzählungen analysieren - Analysen erzählen. Narrativ-biographisches Interview, Textanalyse und Falldarstellung, in: Karl R. Wernhart/Werner Zips (Hg.), Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung (Edition Forschung), Wien 1998, S. 145-172; Wolfram Fischer-Rosenthal/Gabriele Rosenthal, Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation, in: Ronald Hitzler/Anne Honer (Hg.), Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung (UTB für Wissenschaft. Sozialwissenschaften 1885), Opladen 1997, S. 133-164.

² Vgl. Lutz Niethammer, Die Mitläuferfabrik. Die Entnazifizierung am Beispiel Bayerns, Berlin / Bonn 1982, S. 540.

Der Luftkrieg im öffentlichen Gedenken. Wandlungen der Erinnerungskultur in Nürnberg und Würzburg nach 1945

„Die finstersten Aspekte des von der weitaus überwiegenden Mehrheit der deutschen Bevölkerung miterlebten Schlußakts der Zerstörung blieben [...] ein schandbares, mit einer Art Tabu behaftetes Familiengeheimnis, das man vielleicht nicht einmal sich selber eingestehen konnte.“ Mit diesen Worten diagnostizierte Winfried Georg Sebald in seinen 1999 publizierten Zürcher Vorlesungen über das Thema Luftkrieg und Literatur eine eigentümliche Lücke in der kollektiven Erinnerung der Deutschen, die sich für ihn vor allem darin manifestierte, daß sich die Schriftsteller der Bundesrepublik mit wenigen Ausnahmen nie so recht diesem „grauenvollen Kapitel unserer Geschichte“ - der Zerstörung deutscher Städte im Luftkrieg mit ihren zahlreichen Todesopfern - zugewandt und so zu einer „individuellen und kollektiven Amnesie“ beigetragen hätten.¹

Was von Sebald primär, wenn auch mit darüber hinausweisenden Verallgemeinerungen, auf die deutsche Literatur gemünzt war, fand als Eindruck, die Folgen der alliierten Luftangriffe auf Deutschland seien „im öffentlichen Bewußtsein der Deutschen jahrzehntlang fast völlig zurückgetreten“,² ja, „tabuisiert“ worden, schnell Eingang in die Feuilletons angesehener Zeitungen. Durch namhafte Historiker - etwa durch Hans-Ulrich Wehler und Hans Mommsen - wurde die These von der öffentlichen Tabuisierung des Luftkrieges bekräftigt.³ Als „Tabubrecher“ wurde dann nur wenige Jahre später Jörg Friedrich mit seinem 2002 erschienenen Buch „Der Brand“ verstanden, das ein immenses Echo in den Medien fand und Reaktionen provozierte, als habe durch Friedrich erstmals der „Bombenkrieg [...] zur Sprache“ gefunden.⁴ Andere Autoren verwiesen dagegen darauf, daß die „neue Opferdebatte“, die sich zugleich auf die Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten beziehe, eng an die „Selbstviktimisierung“ der Deutschen bereits in den 1950er Jahren anschließe.⁵

¹ Winfried Georg Sebald, *Luftkrieg und Literatur*. Mit einem Essay zu Alfred Andersch, München/Wien 1999, S. 18 f.; zur Thematisierung des Luftkrieges in der deutschen Literatur siehe auch Volker Hage, *Zeugen der Zerstörung. Die Literaten und der Luftkrieg*, Frankfurt/Main 2003; Hans-Joachim Hahn, *Leerstellen in der deutschen Gedenkkultur: Die Streitschriften von W. G. Sebald und Klaus Briegleb*, in: *German Life and Letters* 57, 2004, S. 357-371.

² So Hans Mommsen, *Moralisch, strategisch, zerstörerisch*, in: Lothar Kettenacker (Hg.), *Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940-45*, Berlin 2003, S. 145-151, hier S. 145 (zuerst in *Frankfurter Rundschau* v. 23.12.2002); vgl. auch Hahn, *Leerstellen* (wie Anm. 1), S. 357.

³ Hans-Ulrich Wehler, *Wer Wind sät, wird Sturm emten*, in: Kettenacker (Hg.), *Ein Volk von Opfern?* (wie Anm. 2), S. 140-144, hier S. 140 f. (zuerst in *Süddeutsche Zeitung*, 14. 12.2002).

⁴ *Der Bombenkrieg findet zur Sprache*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 7. 12.2002; zur berechtigten Kritik an Jörg Friedrichs Buch siehe insbesondere die Rezension von Dietmar Süß, „Massaker und Mongolensturm“. Anmerkungen zu Jörg Friedrichs umstrittenem Buch „Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945“, in: *Historisches Jahrbuch* 124, 2004, S. 521-543.

⁵ Siehe beispielhaft Kurt Pätzold, *Auch die Geschichte kennt ihre Zahltag* - Die Debatte über den Bombenkrieg, in: Michael Klundt (Hg.), *Heldenmythos und Opfertauel. Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen im deutschen Geschichtsdiskurs*, Köln 2004, S. 14-40. Vgl. dazu Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit und Geschichtsversessenheit revisited*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* (künftig: APuZ) 40-41, 2003, S. 6-13.